

15. Einige Prinzipien linguistischer Methodologie

Weniger als zwanzig Jahre trennen uns von der Zeit, in der das Studium von Methoden die herrschende Passion amerikanischer Linguisten war; jetzt ist der Status der *Methodologie* so schnell und so tief gefallen, daß sie in einem unerreichbaren außer-linguistischen Dunkel liegt, in das wir Spekulationen über den Ursprung der Sprache und Artikel über den Slang verwiesen haben. Es kann nicht geleugnet werden, daß die Beschäftigung mit methodischen Fragen mit einer gewissen absichtlichen Blindheit gegenüber Theorie und Praxis betrieben wurde; es gab eine Zeit, wo Methoden, die in das Licht der kanonischen Form der Dauerhaftigkeit und Stimmigkeit gerückt worden waren, in den Status von rituellen Texten erhoben wurden, obwohl sie selbst damals schon als hoffnungslos unpraktisch angesehen wurden. Aber selbst wenn Methodologie in der Linguistik kein genehmes Wort mehr ist, bleibt uns keine andere Wahl, als es wieder zu benutzen. Es ist ein offenes Geheimnis, daß die unbefriedigende und bequeme Befragung grammatischer Intuitionen von einer interessanten zu einer hoffnungslosen Beschäftigung geworden ist. Man braucht einen besser durchdachten Zugang zum Problem des intersubjektiven Wissens, wenn unsere Argumente etwas anderes als unsere eigenen polemischen Absichten widerspiegeln sollen.

Bei unserer Erforschung des Sprachgebrauchs in der profanen Welt stellen wir fest, daß die Methoden ständig an theoretischer Bedeutung gewonnen haben: erst als eine Notwendigkeit, dann als eine Technik und jetzt als ein Weg zur Entwicklung einer Theorie des Sprechens. Ein Kurs über profane Linguistik (*secular linguistics*) muß sich zuerst auf den Akt des Sprechens und die Methoden seiner Beobachtung konzentrieren. Aber er sollte auch eine Ausbildung in verschiedenen Methoden der historischen und synchronen Linguistik umfassen und von Texten, elizitierten Äußerungen und Intuitionen Gebrauch machen, die die Hauptstütze der wissenschaftlichen Arbeitsweise sind. Dieser Aufsatz stellt einige der Prinzipien vor, die die Sammlung empirischer Daten betreffen, sowohl in der profanen als auch in der scholastischen Sphäre der Linguistik. Die Prinzipien werden mit einem Minimum an anschaulichen Belegen dargelegt: der Leser sei auf das umfangreiche Belegmaterial in den angeführten soziolinguistischen Untersuchungen verwiesen.

Einige allgemeine Bemerkungen zu Methoden

Methodologie, so wie sie hier verstanden wird, ist kein vollständiges Programm, mit dem man Unwissenheit in Wissen verwandeln kann, sondern umfaßt eher eine Menge von Strategien, um die reichhaltigen Daten von wohlbekannten Sprachen in den Griff zu bekommen. Linguisten, die zum ersten Mal an eine Sprache herangehen, werden ihren Weg so gut wie möglich gehen müssen; auf jeden Fall werden ihre Ergebnisse viele Male von denen, die nach ihnen kommen, überarbeitet werden. Mit der angenehmen Seite, der erste zu sein, geht die Gewißheit einher, fehlzugehen. Das ist die Umkehrung des *Prinzips der Kumulation*: je mehr über eine Sprache bekannt ist, desto mehr können wir über sie herausfinden.

Methodologie, die zunächst einen gewissen Luxus darstellt, wird zum ersten Mal zur Notwendigkeit, wenn fortgesetzte Untersuchungen mehrere konkurrierende Theorien hervorbringen und wir herausfinden müssen, welche die richtige ist. Dieser Aufsatz ist in der Absicht entstanden zu zeigen, daß das Ziel der Linguistik die *Möglichkeit richtiger Aussagen* (possibility of being right) sein muß. Das ist bei einer Sache von allgemeiner und grundsätzlicher Bedeutung sicherlich extrem schwer, bestenfalls besteht eine geringe Chance, aber der Lohn besteht darin, daß die Arbeit einen Teil der fortgesetzten Ausarbeitung einer linguistischen Theorie für eine ferne Zukunft bilden kann. Es lohnt sich sicher, es zu versuchen: es ist vielleicht das einzige, das zu versuchen sich lohnt. Aber es ist unglücklicherweise nur zu wahr, daß dieses Ziel von zumindest einer größeren Tradition innerhalb der Linguistik aufgegeben worden ist. Angefangen von Chaos hervorragendem Aufsatz über 'The non-uniqueness of phonemic solutions . . .' (1934) und kulminierend in Harris' Argumenten für die Komplementarität von Grammatiken, die aus der String Analyse, der Transformationsanalyse und der Konstituentenanalyse hervorgehen (1965: 365), beobachten wir eine quietistische Tendenz zu behaupten, daß fast alle unsere Theorien Notationsvarianten voneinander sind, daß jede auf ihre eigene Weise wahr ist und ihren eigenen Erkenntnisgewinn einzubringen hat.¹ Aber was sich für die Religion anbietet, ist für die Wissenschaft selbsterzöterisch. Meine eigene Meinung ist, daß solche äquivalenten Theorien triviale Varianten sind, und daß eine Beschränkung auf das Erörtern ihrer Verdienste eher ein Engagement für ästhetisches als für wissenschaftliches Arbeiten ist.

Unter den anderen Innovationen im Gefolge von Chomsky war auch ein Zug großer Ernsthaftigkeit in dieser Hinsicht. Er ist zweifellos interessiert an der Struktur der menschlichen Sprache und den Fähigkeiten des Geistes, der sie erlernt, nicht an den verschiedenen Weisen, die Sache zu betrachten. Da Chomsky glaubt, daß die linguistische Theorie durch Daten nicht ausreichend bestimmt ist (1966), schlägt er ein internes Bewertungsmaß vor, in der Hoffnung, daß es von gleicher Gestalt ist wie das, das der Sprachlerner tatsächlich benutzt. Aber das Einfachheitskriterium brachte viele Schwierigkeiten mit sich. Es wird oft von denen mißbraucht, die zu beweisen versuchen, daß sie recht haben und jemand anderer unrecht, und es stellt sich die Frage, ob es wirklich irgendwelche bedeutenden Probleme gelöst hat (Lakoff 1970a).

Hier kann die Linguistik aus dem Beispiel der entwickelten (Natur-)Wissenschaften profitieren. Wissenschaftliche Methodologie kann als Umkehrverfahren verstanden werden: man versucht sich selbst zu beweisen, daß man unrecht hat. Das heißt, Methodologie ist sorgfältiges und gewissenhaftes Suchen nach Fehlern in der eigenen Arbeit nach Karl Poppers Prinzip, daß die besten Theorien jene sind, die am einfachsten entkräftet werden können (1959). Recht zu haben bedeutet, daß man schließlich zutiefst und hoffnungslos gescheitert ist, sich einen Fehler nachzuweisen. Es ist gefährlich, diese Verantwortung irgend jemandem sonst zu übertragen, denn niemand wird das gleiche unabdingbare Interesse an dieser Aufgabe haben wie man selbst.

1 "Um diese Analysen in Verbindung zu bringen, ist es nötig zu verstehen, daß sie keine konkurrierenden Theorien sind, sondern sich eher gegenseitig bei der Beschreibung von Sätzen ergänzen. Es bedeutet nicht, daß Grammatik die eine oder andere von diesen Analysen darstellt, sondern daß Sätze gleichzeitig alle diese Eigenschaften aufweisen" (Harris 1965: 365).

Diese Art der methodologischen Selbstkritik bringt eine fortlaufende Verfeinerung unserer Methoden und führt Vorsichtsmaßnahmen und Gegenkontrollen ein, die typisch für die wissenschaftliche Haltung sind, die auch jetzt schon, auf der vorwissenschaftlichen Stufe, auf der wir uns derzeit befinden, mit Gewinn eingenommen werden kann. Aber eine solche methodologische Strenge wird oft zu Recht gleichgesetzt mit der Sackgasse, in die ein verbrauchter Ansatz geraten ist. Wenn die Methoden perfektioniert sind, ist die bedeutendste Arbeit oft getan, aber die Methodologen machen ohne Rücksicht auf diese Tatsache weiter und führen das hoffnungslos unrealistische Programm fort, daß alles, was beschrieben werden kann, auch beschrieben werden sollte. An diesem Punkt sehen wir eine zweite Art von Methodologie entstehen, eine revolutionäre Kritik, die neue Probleme und fundamentale Fehler in den älteren Methoden erkennt, die nicht mehr zu beheben sind.

Man verlangt dann eine neue Methodologie mit neuen Arten von Daten. Aber wenn neue Daten eingeführt werden müssen, stellen wir gewöhnlich fest, daß sie aus ideologischen Gründen ausgeschlossen oder überhaupt nicht als Daten anerkannt werden. Die neue Methodologie muß mehr tun, als Techniken zu entwickeln. Sie muß die Meinungen und Vorurteile umstoßen, die die neuen Daten aus dem Blickfeld ausgeschlossen haben. Da viele dieser Meinungen als eine Sache von tiefer persönlicher Überzeugung angesehen werden und fest begründeten Lebensgewohnheiten entstammen, ist diese Art von Kritik selten frei von Bitterkeit und Polemik, bis sich die alte Garde allmählich in akademischer Sicherheit und wissenschaftlicher Vergessenheit aufgelöst hat.

Wir können an die verschiedenen der Linguistik zur Verfügung stehenden Methoden herangehen, indem wir die Aktivitäten der Linguisten danach betrachten, wo man sie finden kann. Bei dieser Suche würden wir Linguisten finden, die in der *Bibliothek*, im *Busch*, in der *Studierstube*, im *Laboratorium* und *auf der Straße* arbeiten, und wir könnten danach jede Unterabteilung der Disziplin benennen. Aber in dieser Analyse wollen wir einen anderen Zugang wählen und das Rohmaterial untersuchen, das von jeder Spielart der Linguistik gesammelt wird, wobei wir die Linguisten nach ihren Produkten unterscheiden: *Texte*, *elizitierte Äußerungen*, *Intuitionen*, *Experimente* und *Beobachtungen*. Eine ausführliche Diskussion der experimentellen Methode würde uns über unser gegenwärtiges Ziel hinausführen; einige methodologische Probleme der Anwendung kontrollierter Experimente auf verbales Verhalten werden in Labov (1970a) erörtert. Dieser Aufsatz wird sich mit Prinzipien der Methodologie beschäftigen, die sich vor allem auf den Gebrauch von Texten, Elizitierungen, Intuitionen und Beobachtungen des Vernaculars beziehen.

Texte

Das grundlegende methodologische Faktum, das historische Linguisten in Angriff nehmen müssen, ist, daß sie keine Kontrolle über ihre Daten haben. Texte kommen durch eine Reihe von historischen Zufällen zustande; Laien mögen diese mißliche Tatsache bedauern, aber der kundige Historiker ist dankbar, daß überhaupt etwas übriggeblieben ist. Die große Kunst des historischen Linguisten besteht darin, das Beste aus diesen schlechten Daten zu machen. "Schlecht" sind die Daten in dem Sinn, daß sie vielleicht fragmentarisch, verfälscht oder oftmals

von der tatsächlichen Sprachproduktion der muttersprachlichen Sprecher entfernt sind. Er stützt sich vor allem auf die Grundsätze historischer Wissenschaft – Vorsichtsmaßnahmen und Sicherungen gegen menschliche Fehlbarkeit und Bestechlichkeit. Der wichtigste von diesen ist die *Quellenangabe*, d.h. Originaltexte anderen zur Prüfung zugänglich zu machen, die andere Voreingenommenheiten und Vorurteile haben. In ihrem Bestehen auf der Überprüfbarkeit der Daten sind die historischen Linguisten dem durchschnittlichen deskriptiven Linguisten erheblich voraus. Der Historiker versucht uns seine Daten so direkt wie möglich zu präsentieren, während der deskriptive Linguist uns von diesen fernhält. Zwischen dem Leser und dem muttersprachlichen Sprecher steht die Ausbildung, die Erfahrung und die theoretische Ausrichtung des Linguisten; selten wird der Versuch unternommen, diese Kluft durch die Veröffentlichung von Tonbändern oder Protokollen zu überbrücken.

Das oberste methodologische Prinzip der historischen Linguistik bleibt die *Hypothese der Junggrammatiker*:

Aller Lautwandel, so weit er mechanisch vor sich geht, vollzieht sich nach a u s n a h m s l o s e n g e s e t z e n , d.h. die Richtung der Lautbewegung ist bei allen angehörigen einer Sprachgenossenschaft, außer dem Fall, daß Dialektspaltung eintritt, stets dieselbe, und alle Wörter, in denen der Lautbewegung unterworfen laut unter gleichen Verhältnissen erscheint, werden ohne Ausnahme von der Änderung ergriffen. (Osthoff und Brugmann 1878)

Es ist nicht länger möglich, diese Hypothese, daß sich Wortklassen tatsächlich intakt und als Ganzes bewegen, als begründete Behauptung aufrechtzuerhalten. Obwohl die Einwände der Realisten des 19. Jahrhunderts ausgeräumt worden waren, wie es scheint, wurde jetzt die entscheidende Widerlegung von Wang und seinen Mitarbeitern geliefert, die die Existenz lexikalischer Diffusion anhand einer umfassenden Skala in der Geschichte der chinesischen Dialekte nachgewiesen haben (Chen und Hsieh 1971; Cheng und Wang 1970). Aber als methodologisches Prinzip war die junggrammatische Hypothese erfolgreicher: sie hat den grundlegenden Anstoß geliefert, eher nach Regelmäßigkeiten und zugrundeliegenden Bedingungsfaktoren des Lautwandels zu forschen, als Oberflächenvariation als Nennwert zu akzeptieren.

Unglücklicherweise hielten es die meisten historischen Linguisten für notwendig, die junggrammatische Hypothese als substantielle Beschreibung des Prozesses des Lautwandels zu verteidigen, und diese Voreingenommenheit brachte sie in Konflikt mit den gediegenen Daten der Dialektologen. Als Gauchat (1905) nachwies, daß sich Prozesse des Lautwandels in Charmey über drei Generationen mit Schwankungen und lexikalischen Oszillationen vollzogen, wiesen die Junggrammatiker diese und andere Beschreibungen des fortschreitenden Lautwandels als bloße "Dialekt-Entlehnungen" zurück (Goidanich 1926, Bloomfield 1933: 361). Wenn man die Unvollkommenheit des historischen Materials betrachtet, scheint es unumgänglich, sich auf Gegenwartsdaten zu stützen, um jenes Material zu interpretieren. Tatsächlich beruht unsere gegenwärtige Forschung über den fortschreitenden Lautwandel (Labov 1970d) auf dem *Prinzip der Gleichförmigkeit (uniformitarian principle)*: *die sprachlichen Prozesse, die um uns herum stattfinden, sind dieselben wie jene, die das historische Material hervorgebracht haben.*²

2 Der Begriff 'Gleichförmigkeit' ist aus der Geologie entlehnt, wo er das jetzt allgemein anerkannte Prinzip von Hutton bezeichnet, daß die Prozesse, die jetzt um uns herum ablaufen – Verwitterung, Ablagerung, Vulkanismus etc. – dieselben sind wie diejenigen, die in der Vergangenheit den geologischen Zustand hervorgebracht haben.

Beim Abwägen der Beschränkungen des Prinzips der Gleichförmigkeit müssen wir uns fragen, ob die zunehmende Kenntnis des Lesens und Schreibens und ein Anwachsen der Massenmedien neue Faktoren sind, die den Verlauf des Sprachwandels beeinflussen und in der Vergangenheit nicht wirksam waren. Aber selbst wenn das so sein sollte, können wir immer noch in den Mustern der Alltagssprache jene Art von Faktoren isolieren, die immer auf die gesprochene Sprache eingewirkt haben und den Großteil der sprachlichen Entwicklung in der Gegenwart bestimmen (Labov 1966a).

Die aufeinander bezogene Interpretation von Vergangenheit und Gegenwart kann man am deutlichsten am klassischen Problem des Great Vowel Shift sehen. Die gegenwärtige Kontroverse und das historische Material sind bei Wolfe (1969) zusammenfassend dargestellt. Die traditionelle Auffassung von Jespersen und Wyld akzeptierte die Belege von Hart und anderen Orthoepisten des 16. Jahrhunderts über den Weg, den die langen Vokale im Englischen gegangen sind: insbesondere, daß der diphthongierte hohe Vokal in *die* von [di:] zu [dɛi] gesenkt wurde. Aber Kökeritz, Dobson, Stockwell und andere fanden es schwierig, diese Ansicht zu akzeptieren: denn zur gleichen Zeit wurde der Vokal in *day* von [dæi] zu [dɛi] angehoben. Vermutlich wären die beiden dann verschmolzen, aber in Wirklichkeit geschah das nicht. Es ist eine Gegenthese aufgestellt worden (Stockwell 1966), daß *die* zuerst zentralisiert wurde und dann von [di:] zu [dɔi] gesenkt wurde, aber es gibt wenige stichhaltige Belege, die diese Auffassung stützen. Unsere gegenwärtigen technischen Untersuchungen über ähnliche Fälle von fortschreitendem Wandel zeigen, daß in vielen verschiedenen Dialekten der neue hohe Diphthong /iy/ in *see* nach /ey/ als vorderer Vokal fällt – aber nicht auf die extreme vordere Position, die für gespannte Vokale typisch ist. Die Nuklei dieser fallenden Diphthonge folgen einem Prozeß der Zentralisierung, die klar auf dem Gebiet der vorderen Vokale liegt, aber mit gemäßigten Positionen der sekundären Formanten. Dieser Einblick in gegenwärtige Lautverschiebungen kann uns kein sicheres Wissen darüber vermitteln, was im 16. Jahrhundert geschah; aber er kann Widersprüche zwischen der Theorie und den Belegen, wie sie oben zusammengefaßt wurden, auflösen. Wir wissen nun, daß es keinen Grund gibt, eine Verschmelzung von *die* und *day* zu erwarten, selbst wenn das mittelenglische *die* dem Muster einiger gegenwärtiger /iy/ Vokale folgt und zu [dɛi] und dann zu [dɔi] gesenkt wird.³ Die beiden Vokale können einander auf ihren Wegen passieren, wie Figur 1 zeigt. Indem wir an dieses historische Problem mit ganz anderen Arten von Daten als denen, die ursprünglich benutzt wurden, herangehen, erzielen wir größere Konvergenz hinsichtlich der Tatsachen bei verschiedenen Fehlerquellen. Beobachtungen von gegenwärtigen Prozessen des Wandels haben so einen erhöhten Wert für die Lösung älterer Probleme, wie es das *Prinzip der Konvergenz* ausdrückt: *der Wert neuer Daten zur Bestätigung und Interpretation älterer Daten ist direkt proportional zu den Unterschieden der zu ihrer Gewinnung benutzten Methoden.*

3 Selbst wenn örtliche Beobachter berichtet hätten, daß *die* und *day* zu dieser Zeit 'gleich' waren, würde daraus nicht folgen, daß sie tatsächlich gleich waren; und es hätte diese Wortklassen nicht daran gehindert, ihren entgegengesetzten Wegen ohne Unterbrechung zu folgen. Die jüngste Erforschung des fortschreitenden Lautwandels zeigt, daß muttersprachliche Sprecher konsistente Unterschiede der sekundären Formanten, die effektiv Wortklassen in natürlicher Rede trennen, nicht wahrnehmen (vgl. Labov 1970d und weiter unten).

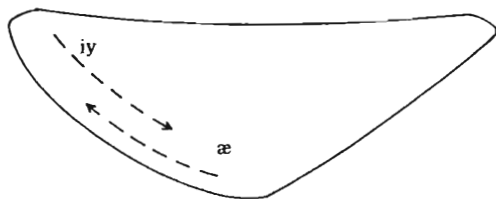


Fig. 1 Wege, denen die fallenden (ungespannten) Nuklei und die ansteigenden (gespannten) Nuklei bei fortschreitendem Lautwandel folgen.

Das Problem der Interpretation literarischer Texte, Briefe, Wortspiele und Reime hat zwei Aspekte: (1) die Bestimmung des Verhältnisses zwischen dem Schriftsystem und der gesprochenen Sprache und (2) die Bestimmung des Verhältnisses zwischen Reaktionen, die den normativen Erwartungen entsprechen, und dem Alltagssprachlichen Verhalten (vernacular). Das erste Problem ist bereits untersucht und erörtert worden (Stockwell und Barritt 1961; Kuhn und Quirk 1953), aber das zweite wird immer noch weitgehend vernachlässigt. Sehr gute Untersuchungen könnten durchgeführt werden, indem man gegenwärtige Romane, Briefe, Wortspiele, Gedichte und Wörterbücher mit dem tatsächlichen Stand der heutigen Sprache vergleicht; das könnte die Interpretation früherer Dokumente erhellen. Dies würde eine vereinte Anstrengung von Sprachhistorikern und Linguisten, die natürliches Sprechen untersuchen, erfordern – eine natürliche Allianz, da dies die beiden Zweige der Linguistik sind, denen es besonders darum geht, ihre Daten zu überprüfen und Fehler ausfindig zu machen.

Elizitierungen

Für viele Ethnologen ist die Linguistik als Ganzes im wesentlichen eine methodologische Notwendigkeit. Sie lernen eine Sprache, um sich in einen Kulturkreis zu begeben; wenn sie ihr Wissen in einer grammatischen Skizze darlegen, tun sie es, um diesen Aspekt der Kultur zu bewahren, bevor er verschwindet, und nicht um der allgemeinen Erfordernisse der linguistischen Theorie willen. Der *Ethnolinguist* sieht die Sache anders; er bemüht sich mehr um allgemeine Probleme der Linguistik, aber auch er muß erkennen, daß er sich der Sprache von außerhalb der Grammatik und der Kultur nähert. Weder nimmt er seine muttersprachliche Intuition in Anspruch, um seine Grammatik zu verteidigen, noch kann er hoffen, den Verlauf natürlicher Gespräche zu erfassen, es sei denn, er gelangt über die normalen Stufen der Spracherlernung und ihre Aufzeichnung wesentlich hinaus. Nur wenige Ethnolinguisten lernen eine Sprache gut genug, um von Daten aus Gesprächen auf Straße und Marktplatz in größerem Umfang Gebrauch zu machen. Die normale Verfahrensweise besteht darin, Texte zu transkribieren – oft traditionelles Volksgut, Übersetzungen von Sätzen von zweisprachigen Informanten zu elizitieren, Minimal-Paare vorzulegen und zu

fragen, ob sie "gleich" oder "verschieden" sind. Es wäre müßig, diese Methoden zu kritisieren, weil sie beschränkt sind; mit solchen Techniken haben Boas und Sapir den Bereich der für die linguistische Theorie – die früher zum großen Teil auf Texten und normativen Handbüchern einer kleinen Gruppe von europäischen Sprachfamilien basierte – zugänglichen Daten entscheidend erweitert. Dennoch sollte eine Besinnung auf unsere gegenwärtigen Feldtechniken deutlich machen, daß diese Daten auch normativ sind, modifiziert aufgrund bewußter Überlegungen und beherrscht von kulturellen Normen über richtige und falsche, gute und schlechte Sprache. Viele amerikanische Linguisten nahmen zuerst an, daß es solche Normen nur in Kulturen gäbe, die über eine Literatur verfügen, aber in einem der glänzendsten und scharfsinnigsten Beispiele von Selbstkritik zeigte Bloomfield (1927), wie sehr er sich in dieser Beziehung geirrt hatte.

In dem Maße, wie die Normen und die Realisierungen der Alltagssprache auseinanderklaffen, wird der traditionelle Ansatz der Feldforschung eine grobe und notwendigerweise unvollkommene erste Annäherung an eine Sprache sein. Der Minimalpaar- oder Kommutationstest, der lange als der zuverlässigste aller Tests des sprachlichen Verhaltens galt, ist ein schlagendes Beispiel für diese Beschränktheit. In unserer vor kurzem durchgeführten Forschung über den fortschreitenden Sprachwandel haben wir festgestellt, daß Minimalpaare doppelt mangelhaft sein können. Es wurde schon früher beobachtet, daß muttersprachliche Sprecher unter Umständen Unterscheidungen bei Minimalpaaren machen, die sie in der tatsächlichen Rede nicht machen. Normenkonforme Reaktionen bewahren oft wirklichkeitsfremde, archaische oder eingebildete Unterschiede. Aber es wurde nicht erkannt, daß muttersprachliche Sprecher darin versagen können, Unterschiede, die sie beim natürlichen Sprechen regelmäßig machen, zu erkennen oder anzugeben (Labov 1970d): ihre Selbst-Darstellungen spiegeln oft eher die Strukturen jüngerer Sprecher wider als ihre eigenen oder verwischen regelmäßige phonetische Unterschiede, die zu subtil sind, um einer überzeugenden, durchdringenden Prüfung standzuhalten.

Das methodologische Hauptprinzip besteht hier darin, daß der Linguist sich der Art seiner Daten voll bewußt sein muß. Eine realistische Methodologie würde nicht darauf bestehen, daß er auf jegliche Beschreibung verzichtet, bis er mit dem Mann auf der Straße Beschimpfungen austauschen oder lokale Heilsvorstellungen mit dem ganzen Aufwand eines aufgeklärten Skeptizismus diskutieren kann. Aber wenn der Linguist das Vorhandensein solcher höheren Stufen der Kompetenz erkennt, kann er sein sich entwickelndes Verständnis der Sprache bei zweiten oder dritten Exkursionen ins Feld benutzen, um die Unterschiede zwischen vorherrschenden Normen und Verhalten herauszufinden; dadurch vertieft er den Wert seiner ursprünglichen Beobachtungen im Hinblick auf eine zunehmend dynamische und profane linguistische Theorie.

Die Kurse über *Methoden der Feldforschung*, die in unseren linguistischen Fachbereichen abgehalten werden, sind natürlich ziemlich domestiziert; es sind mehr Garten- als Feldvarietäten. Aber mit ihren wohlinformierten Informanten geben sie den Studenten die einzige Gelegenheit zu ernsthafter Praxis in Transkription und Analyse. Die Übungen in unseren traditionellen Lektüretexten sind sogar noch weiter entfernt von den Daten einer profanen Linguistik, aber sie erfordern gewissenhafte Arbeit. Es ist ein Verdienst der strukturellen Linguistik, daß sie den Studenten ernst nahm und versuchte, ihm jede Hilfe zu geben, die ihr möglich war. Gleason (1961), Pike (1947) und Nida (1949) gingen davon aus,

daß der Student, an den sie sich richteten, einige bedeutende Daten aus dem Feld zurückbringen werde, und bemühten sich, ihm die grundlegenden Fertigkeiten wie phonetische Umschrift, Segmentierung, allophonische Gruppierung, Erkennen bedingter Varianten, Minimalpaare und Kommutationstests beizubringen. Der Erfolg dieses Ansatzes wird in den besten Dissertationen aus Kalifornien und Arbeiten aus dem 'Summer Institute of Linguistics' deutlich.

Aber die formale Methodologie, die aus dieser strukturalistischen Tradition entstand, war in alarmierendem Maße unrealistisch. Sie verdiente voll und ganz die Kritik, die Chomsky an den Auffindungsprozeduren übte. Obwohl es uns heute schwerfällt, dies zu glauben, nahm eine Anzahl von Studenten die Behauptung von Bloch und Harris ernst, daß man eine Sprache untersuchen könne, indem man auf der phonetischen Ebene, ohne Bezug auf die Bedeutung der Wörter, mit der Analyse anfängt.⁴ Es gab ein unausgesprochenes und informelles methodologisches Prinzip, das Geltung erhielt und die Praxis beeinflusste, welches wir das *Prinzip der bevorzugten Ignoranz* nennen können: *je weniger der Linguist über eine Sprache weiß, desto genauer (objektiver? wissenschaftlicher?) wird seine Beschreibung sein.* Es ist unwahrscheinlich, daß die Theorie der Unkenntnis jemals vollständig entwickelt werden wird, da die Fragen, die wir heute stellen, eher gründliches als oberflächliches Wissen erfordern. Aber angenommen, der Linguist könnte seine technischen Fertigkeiten der Segmentierung und Klassifizierung auf eine verlässliche (reliable) Weise anwenden, würden die Ergebnisse gültig (valid) sein? Wie würde ein Validitätstest bei einem solchen Verfahren aussehen?

Jene Art von Methodologie, die in den Auffindungsprozeduren der 40er und 50er Jahre zum Ausdruck kommt, hat wenig zu tun mit den Prinzipien, die hier vorgestellt werden sollen. Wir können dort nicht die sorgfältige Beschäftigung mit Fehlerquellen, das Suchen nach neuen Arten von Daten, nach übereinstimmenden und bestätigenden Perspektiven erkennen, die unser Konzept von Methodologie kennzeichnen.

Bei einer Reihe von Punkten wurde während dieser Erörterung der Ausdruck 'Fehlerquelle' benutzt, so daß es nützlich sein wird, die Art der Fehler zu umreißen, von denen wir sprechen. Es gibt natürlich Fehler bei der Messung, der Erinnerung oder der Berechnung, die aber alle bei gründlicher Aufmerksamkeit auf die Verfahren vermieden werden können. *Reliabilitätstests* helfen uns, solche Fehler herauszufinden und sie auszumerzen. Aber es geht uns mehr um einen anderen Fehlertyp, der von einem Mißverständnis über die Funktion der Daten herrührt. Die Daten werden vielleicht als Beleg für ein zugrundeliegendes Konstrukt, wie z.B. eine linguistische Regel, angeführt, wenn sie in Wirklichkeit vielleicht das Produkt vieler Faktoren sind und überhaupt keine einzelne Eigenschaft repräsentieren. Wenn die Fehler durch Mißverständnisse oder durch vernachlässigte Kontextfaktoren von beschränkter Art sind (wie zum Beispiel aufgrund der Interaktion mit einem bestimmten Interviewer), wird sich dies in einem Verlust an Verlässlichkeit niederschlagen, wenn andere die Arbeit wiederholen. Aber wenn sie allgemeiner Art sind (wie die Tendenz, eher das normative als

4 John Street teilte mir mit (im persönlichen Gespräch), daß er unter dem Einfluß Blochs einmal viele Monate damit verbrachte, eine phonetische Umschrift des Mongolischen zu erstellen, bevor er die Bedeutung irgendeines Wortes verstand. Der Versuch mißlang.

das tatsächliche Verhalten aufzuzeichnen), können wir reproduzierbare Ergebnisse erhalten, die hinsichtlich ihrer Anwendung auf die theoretische Problematik immer noch falsch sind. Um solche Ergebnisse aufzuspüren und auszumerzen, brauchen wir *Validitätstests*.

Unglücklicherweise finden wir keinerlei Begriff von Validität in der Methodologie, die von der deskriptiven Linguistik entwickelt wurde, um linguistische Daten zu elizitieren. Die Ernsthaftigkeit der Beschreibungsabsicht wurde zu nichte gemacht durch einen modischen und ziellosen Relativismus in der Theorie. Eine schlichte und allgemein einleuchtende Tendenz, nach intersubjektiver Übereinstimmung zu suchen, führt zur Zurückweisung solcher defensiven Manöver. Es scheint vernünftig, wenn sich Ethnolinguisten von dem wachsenden Interesse innerhalb der Ethnologie leiten lassen, die Rolle des Beobachters einzuschränken und ihre Methoden soweit wie möglich offenzulegen sowie alles so zu arrangieren, daß ihre eigene Ausbildung, ihre Fertigkeiten und Beschränkungen durch die abschließende Analyse ausgeglichen werden. Das ist natürlich nur ein Ziel, das es anzustreben gilt, nicht eine Praxis, die jemals vollständig erreicht werden kann; aber es spiegelt eine Definition von Validität wider, die wir in einem späteren Abschnitt untersuchen wollen: daß unsere Beschreibungen auf die Sprache angewandt werden sollten, die gesprochen wurde, bevor wir die Informanten erreichen, und die immer noch gesprochen wird, nachdem wir sie verlassen haben.

Intuitionen

Es gibt keinen Zweifel, daß Chomsky Urheber der bedeutendsten methodologischen Revolution auf unserem Gebiet ist. Er richtete eine vernichtende Kritik gegen den extrem behavioristischen Ansatz, der die Existenz mentaler Konstrukte leugnete und Belege durch Intuition einfach ablehnte. Chomsky und seine Schüler haben aufgezeigt, daß es ein unübersehbares, scheinbar unerschöpfliches Reservoir an Daten gibt, die der Linguist seiner eigenen Sprachkenntnis entnehmen kann. Die Ergiebigkeit der Ergebnisse steht außer Frage. Wir wissen viel mehr über das Englische und über Sprache allgemein, als wir zuvor wußten, und diese Errungenschaft wird bleiben, gleichgültig, ob die gegenwärtige Version der generativen Theorie in dieser Form anerkannt und überdauern wird.

Die Frage bleibt, ob die generative Grammatik überhaupt eine Methodologie zur Verfügung hat, die über die Absicht hinausgeht, Intuitionen über die Grammatikalität auszuschöpfen. Zunächst sollten wir beachten, daß diese Strategie von der erfolgreichen Ausnutzung des *Saussure'schen Paradoxon* abhängt. Saussure behauptete (1962: 321), daß sich der Linguist auf den sozialen Aspekt der Sprache konzentrieren muß, auf die *langue*, die als so allgemein verstanden wird, daß jeder Sprecher über sie verfügt. Daraus folgt, daß man die *langue* erforschen kann, indem man irgend jemanden über sie befragt, sogar sich selbst; und das ist es, was Chomsky fortgesetzt tat. Andererseits können die detaillierten Einzelaspekte der *parole* nur durch eine soziologische Untersuchung unter der Bevölkerung ermittelt werden. Das *Saussure'sche Paradoxon* besteht also darin, daß *der soziale Aspekt der Sprache mittels der Intuition eines beliebigen Sprechers erforscht werden kann, während der individuelle Aspekt nur dadurch untersucht werden kann, daß das Verhalten einer ganzen Bevölkerung in Form einer Stichprobe erhoben wird.*

Die Entwicklung der generativen Grammatik hat eine stetige Bereicherung dieser durch Intuition gewonnenen Daten mit sich gebracht. Chomskys frühe Reaktion auf die Kritik an der Opposition grammatisch – ungrammatisch bestand darin, eine geordnete Skala der Grammatikalität vorzuschlagen (1961), aber im weiteren Verlauf der Entwicklung folgte jeder Verfasser seiner eigenen Neigung. Als die Urteile subtiler wurden, traten auch verschiedene Zwischenbezeichnungen in Erscheinung: außer ungrammatisch '*' finden wir fraglich '?', nicht sicher, ob ungrammatisch '?*' und ganz und gar ungrammatisch '**'. Außerdem wurden die Typen intuitiver Urteile, die als Belege angeführt wurden, stetig erweitert: (1) Die ursprünglichen Urteile über Grammatikalität (Wohlgeformtheit) schlossen natürlich (2) Urteile über Mehrdeutigkeit und (3) Urteile über korrekte Paraphrasen ein. Aber sogar von vornherein stellen wir fest, daß (4) Urteile über Gleichheit oder Verschiedenheit des Satztyps und (5) Intuitionen über unmittelbare Konstituenten gefordert und vorgebracht werden (Chomsky 1961). Die Tatsache, daß der Theorie der Markiertheit neue Bedeutung zugemessen wurde, führte dazu, daß (6) muttersprachliche Intuitionen über den Status der Markiertheit bzw. Unmarkiertheit angeführt wurden. Schließlich gibt es noch die stärkste aller Arten von Intuitionen, nämlich (7) das Gefühl, daß eine gegebene Theorie die richtige ist, oder daß eine andere Lösung 'gegen die Intuition verstößt' (is 'counterintuitive').

Es ist bedauerlich, daß diese Überproduktion an durch Intuition gewonnenen Daten nicht von einem methodologischen Interesse an der Verminderung von Fehlern oder der Suche nach intersubjektiver Übereinstimmung begleitet war. Die Schwächen, die Untersuchungen auf der Grundlage der Intuitionen in dieser Hinsicht aufweisen, sind uns allen bekannt, aber nicht jeder weiß, was man dagegen tun kann, ohne die Fortschritte preiszugeben, die wir gemacht haben. Ursprünglich hatte Chomsky gehofft, daß der Bereich der Übereinstimmung bei Urteilen über Grammatikalität so groß sein würde, daß die umstrittenen Bereiche leicht geklärt werden könnten, indem man dem allgemeinen Modell folgt. Aber das traf in der Praxis nicht zu. Die Suche nach entscheidenden Argumenten hat fast jeden dazu getrieben, Beispiele zu benutzen, die überhaupt keine Übereinstimmung verlangen. Als eines von zahlreichen Beispielen will ich Jackendoffs Artikel über 'Quantifiers in English' (1968) anführen. Unter den Sätzen, die als ohne Frage grammatisch bezeichnet werden, finden wir: *The three of the men that you met yesterday have not left yet* und *Of the men, the three of you met yesterday have not left yet*. Chomsky selbst hat festgestellt, daß er nicht umhin konnte, Argumente zu benutzen, die zugeständenermaßen auf persönlichen Urteilen basieren. In seinem Aufsatz 'Remarks on nominalizations' (1970) führt er Paare an, wie z.B. *our election of John (to the presidency)* versus **our election of John (to be) president* und merkt an: "Die Reaktionen auf diese Sätze variieren geringfügig: [sie] entsprechen meinen Urteilen". Er fügt dann hinzu: "Geht man von diesen Daten aus, . . ." und fährt in seiner Argumentation fort. Mit 'Daten' meint er nicht die Widersprüche, sondern die Belege aufgrund seiner eigenen Entscheidungen. So wertvoll und einsichtig solche Argumente sein mögen, sie können nicht allein zu einem sicheren Verständnis von 'richtig' und 'falsch' führen, das wir uns als Ziel gesetzt haben. Um intersubjektives Wissen zu erlangen, müssen wir uns wahrscheinlich auf die Intuition der obengenannten Typen (1) – (3) beschränken sowie ganz davon Abstand nehmen, die Intuitionen des Theoretikers selbst als *Beweis* anzuführen.

Jedes ernsthafte Nachdenken über Fehlerquellen muß dazu führen, daß solche Daten als äußerst suspekt betrachtet werden, solange sie nicht mit anderem Belegmaterial übereinstimmen.

Dennoch benutzen Linguisten weiterhin unüberprüfbare Beispiele und verteidigen diese, indem sie erklären, daß sie nur ihren eigenen Dialekt untersuchen. Wenn 'mein Dialekt' nicht mehr bedeutet als 'die Leute stimmen mit mir nicht überein', dann handelt es sich sicher um eine illegitime und unwürdige Flucht vor ernsthafter Arbeit. Das vielleicht alarmierendste Symptom dieses Rückzugs des Theoretikers auf die Introspektion ist, daß man es nicht mehr für richtig hält, diese durch Intuition gewonnenen Daten anzuzweifeln. Auf einer Tagung nach der anderen sind solche Fragen mit Achselzucken abgetan worden, weil die Redner ungehalten auf ihren eigenen Dialekt als einzige relevante Quelle für Belege verwiesen haben. Das Ergebnis ist, daß man kaum noch Fragen nach den Daten hört.

Eine Reihe von generativen Grammatikern untersucht jetzt aktiv die Eigenschaften von Syntaxdialekten (syntactic dialects), an erster Stelle Guy Carden. Carden hat Implikationsbeziehungen bei dialektalen Unterschieden in der Interpretation von Negationsträgern und Quantoren entdeckt (1970). Indem er zeigen konnte, daß eine bestimmte Interpretation von Quantoren mit Negationsträgern die Form der Frage-Anhängsel (tag questions) und andere Satztypen impliziert, hat Carden dem Begriff des *Syntaxdialekts* einen Sinn gegeben. Er schenkte außerdem der Verlässlichkeit beträchtliche Aufmerksamkeit (persönliche Mitteilung). Er untersuchte 125 Fälle, in denen einem Informanten die gleiche Frage in einem zweiten Interview gestellt wurde und fand:

keine Veränderung	99	
Veränderung	20	(9 Interviewwrrtümer, 2 systematische Veränderungen unter Druck, 9 offensichtlich zufällig)
mögliche Veränderung	6	(wo identische Reaktionen unterschiedlich kodiert worden sein könnten)

Bei diesem Grad der Verlässlichkeit müssen wir zustimmen, daß die Untersuchung von Intuitionen anderer auf einer soliden Grundlage steht; gleichzeitig hat Carden erkannt, daß sich das Problem stellt, die auftretenden Veränderungen zu erklären und zu kontrollieren.

Andere Untersuchungen von Informanten-Urteilen zeigen, daß wir es mit einem statistischen Phänomen zu tun haben, zumindest soweit sie bisher gewöhnlich durchgeführt worden sind. Die Studien über grammatische Akzeptabilität von Quirk und seinen Mitarbeitern bestätigen unsere informellen Beobachtungen, daß es selten ist, eine hundertprozentige Zustimmung oder Ablehnung für einen Satz zu finden. Untersuchungen von Urteilen über Frage-Anhängsel und andere syntaktische Probleme, die von Lehiste und von Wedge & Ingemann (1970) durchgeführt wurden, zeigten, daß solche Daten variabel sind und zu extremen Veränderungen neigen. Wir können im Rahmen der Masse der Reaktionen Implikationsbeziehungen feststellen (siehe Elliott, Legum & Thompson 1969), wenn wir auf eine gewisse Anzahl von Unregelmäßigkeiten vorbereitet sind. Es mag sein, daß wir bei der Untersuchung intuitiver Urteile ein ganz neues Verfahren entwickeln, Variationen Rechnung zu tragen. Aber bis jetzt ist es noch nicht gelungen, bei dieser Variation wiederholt regelmäßige Strukturen zu finden (vgl. Postal 1968; Labov 1970b und Heringers Ablehnung von Carden 1968). Allgemein müssen wir beobachten, daß es in der Natur der Spra-

che liegt, kategorische Urteile hervorzubringen; und wir sollten nicht vergessen, daß in den eher schwierigen und umstrittenen Gebieten Forschung betrieben wurde. Aber wenn wir uns auf Gebiete der Variation begeben, zeigt sich, daß intuitive Urteile weniger regelhaft sind als das Verhalten. Wir scheinen uns schnell von regelhaften Bereichen sozialer Übereinstimmung (*langue*) auf einen Bereich der intuitiven *parole* hinzubewegen. Es dürfte klar sein, daß eine große Anzahl von Kontroversen innerhalb der generativen Grammatik sich um ein Gebiet von idiosynkratischem Verhalten dreht, aus dem der soziale Zusammenhang verschwunden ist. Für seltene Satztypen ist es nur natürlich, daß jeder das Problem individuell für sich selbst lösen sollte; sofern er das tun kann, indem er ihm geläufige Regeln auf eine vorhersagbare Art und Weise erweitert, haben wir es mit *langue* zu tun; weichen jedoch die Individuen ohne jede beobachtbare Struktur voneinander ab, dann haben wir es mit echten Idiolekten zu tun. Aber gerade der Begriff des *Idiolekts* stellt sich natürlich als ein Irrtum der Saussure'schen Vorstellung von der *langue* heraus, nämlich als eine Erscheinung, die die Sprachgemeinschaft charakterisiert. Unser Ziel besteht darin, eine Grammatik dieser Sprachgemeinschaft mit all ihrer internen Variation, ihren Stilwechsellern und ihrem fortschreitenden Wandel zu schreiben (Weinreich, Labov & Herzog 1968). Wenn sich die Daten in unstrukturierte Idiosynkrasien aufzulösen beginnen – normative Urteile anstelle tatsächlichen Verhaltens – dann kommt die Linguistik nicht mehr vorwärts. Das ist nicht die Art der Daten, auf die wir eine Sprachtheorie gründen können, die dem geringsten der Ziele Saussures gerecht würde.

Beobachtungen

Es ist offensichtlich etwas ungewöhnlich, unter den Typen von Daten, die Linguisten benutzen, *Beobachtungen* zuletzt anzuführen. Aber die Beobachtung natürlicher Sprache ist tatsächlich die schwierigste von allen Methoden, die bis jetzt diskutiert worden sind. Texte, Elizitierungen und Intuitionen sind weit zugänglicher und werden leichter segmentiert und klassifiziert; aber die Fälle linguistischer Beschreibung und Theorie, die auf solchen Daten aufbaut, muß erst noch in ihrem Verhältnis zur Sprache als Mittel der Kommunikation im Alltagsleben interpretiert werden. Bei der Art, wie Äußerungen und Intuitionen elizitiert und erhoben werden, ist nicht ganz klar, in welchem Sinne diese Arbeit als *gültig* (valid) bezeichnet werden kann. Wenn ein anderer Linguist dieselben Urteile von muttersprachlichen Sprechern oder aufgrund seiner eigenen Inspektionen erhält, dann können wir sagen, daß die Methode *verlässlich* (reliable) ist. Aber Verlässlichkeit allein hilft uns nicht, eine solide Sprachtheorie in dem Sinne zu entwickeln, wie wir es beabsichtigen. Sehr oft produziert der Linguist tatsächlich seine eigenen Konstrukte.⁵ Er hat dadurch ein weiteres Problem geschaffen, nämlich das Problem, diese Artefakte auf die natürliche Sprache zu beziehen.

5 Indem die Linguisten ihre Vertrautheit mit der Philosophie der Sprache vergrößern, besteht eine wachsende Tendenz, 'Gedanken-Experimente' als Mittel zur Herstellung von Daten zu benutzen. So entwickelt Jerry Morgan eine Idee von Zeitmaschinen (die er McCawley verdankt) als Mittel, Daten über die reflexive Form zu gewinnen. Was würde ein Forscher sagen, der in einer Zeitmaschine sitzt, wenn er ein Bild von sich sehen

Was würde es bedeuten, daß Elizitierungen oder Intuitionen gültig sind? Man könnte vernünftigerweise fordern, daß sie der Sprache des Alltagslebens, die benutzt wird, wenn der Linguist nicht anwesend ist, entsprechen. Diese Forderung ergibt sich aus der Tatsache, daß es sehr wenige Linguisten und sehr viele Sprecher gibt, eine Beobachtung, die man als *Prinzip der Mehrheit der Sprecher* (principle of the vocal majority) bezeichnen könnte: *viele sprechen, aber wenige elizitieren*. Wenn also unsere Theorien bloße Artefakte der Tätigkeit sind, uns selbst zu analysieren, werden sie uns wenig über die natürliche Entwicklung der Sprache sagen können. Entweder haben unsere Theorien die Sprache zum Gegenstand, die der einfache Mann auf der Straße benutzt, wenn er mit seinen Freunden diskutiert oder zu Hause seine Kinder ausschimpft, oder sie haben in der Tat wenig Bedeutung.

Diejenigen, die literarische Texte sammeln, beobachten tatsächlich etwas, das unabhängig zustande gekommen ist: historische Linguisten befassen sich wirklich mit der Beobachtung von Sprache. Einige glauben, daß man die Struktur der Sprache insgesamt nur anhand ihrer höchsten literarischen Entwicklungsstufen beobachten kann und daß die gesprochene Sprache relativ verarmt ist. Aber wir sind ebenso wie unsere Vorgänger im Rahmen der amerikanischen Linguistik der Überzeugung, daß Texte nur in ihrer Beziehung zur gesprochenen Sprache verstanden werden können – daß die Hauptströmungen der Sprachentwicklung in der Alltagssprache zu finden sind; dies gilt selbst für hochliterarische Kulturen wie die unsrige.

Um Beobachtungen aus dem Alltagsleben einzuführen, müssen wir die herrschenden Meinungen und Ideologien einer gründlichen Kritik unterziehen und zwar mehr oder minder so, wie es Chomsky mit der Methodologie der Bloomfieldianer getan hat. Eine weitverbreitete Meinung, die angeführt wird, um von der Untersuchung der normalen Sprache abzuhalten, ist die, daß gesprochene Sprache inkohärent sei. Chomsky hat oft behauptet, daß ein Kind den größten Teil dessen, was es hört, als ungrammatisch ausschließen muß (1965:58). Diese Auffassung ist ein Mythos, der sich auf keinerlei Beweise stützen kann, außer vielleicht auf einige Transkriptionen von wissenschaftlichen Konferenzen. Jeder, der mit natürlicher Sprache arbeitet, stellt das fest, und es ist systematisch gezeigt worden, daß die Mehrheit der Sätze, die von normalen Leuten gesprochen werden, ohne Anwendung von Redaktionsregeln (editing rules) wohlgeformt sind. Außer einem geringen Prozentsatz können alle auf diese Wohlgeformtheit zurückgeführt werden, indem man einfache und universelle Redaktionsregeln anwendet (Labov 1966e).

Zweitens stellen wir fest, daß die meisten Forscher ihre eigene Sprachgemeinschaft als ungewöhnlich, voller Dialektmischung und chaotischer Variation im Vergleich zur Homogenität traditioneller Sprachgemeinschaften beschreiben.

würde, auf dem er sich selbst schlägt? Nach Morgan könnte er berichten 'Ich habe mich geschlagen' ('I slapped myself'). Wenn das neue Ich aus der Zeitmaschine heraus reagiert und sein jüngeres Ebenbild schlägt, kann ich davon berichten, indem ich sage 'Ich habe mich geschlagen'. Aber wenn das alte Ich sich in der Zeitmaschine befindet und das neue Ich schlägt, kann ich davon nicht berichten, indem ich sage 'Ich habe mich geschlagen' (1969:55). Wenn Morgan Erfolg haben sollte, verlässliche Reaktionen auf solche Gedankenexperimente zu erhalten, dann hätte er das Problem, diese Reaktionen auf die Sprache, so wie wir sie hier verstehen, zu beziehen.

Aber diese homogenen Sprachgemeinschaften sind ebenfalls Mythen. Wie Gauthat gezeigt hat (1905), weist selbst das abgelegenste Schweizer Dorf eine systematische Variation quer durch Geschlecht und Altersgruppe auf. Jüngere Untersuchungen von Sprachgemeinschaften in New England, New York, Detroit, Hillsboro, Salt Lake City und Norwich zeigen, daß diese Variation regelmäßigen Strukturen folgt, die uns sehr viel über die Entwicklung der Sprache und darüber, wie die Leute sie benutzen, sagen. Wir sehen immer wieder, daß die Grammatik einer Sprachgemeinschaft regelhafter ist als das Verhalten des Einzelnen (Labov 1966a; Shuy, Wolfram & Riley 1966; Levine & Crockett 1966; Cook 1969; Trudgill 1974).

Wir finden eine dritte ideologische Barriere in der Behauptung, daß alle diese Daten zu einer anderen, weit entfernten Disziplin gehören, die man Untersuchung der Performanz nennt und die in Angriff genommen werden muß, wenn wir die Fakten der Kompetenz in den Griff bekommen haben. Die Unterscheidung zwischen Kompetenz und Performanz mag ihren Nutzen haben, aber in ihrer jetzigen Form ist sie ziemlich inkohärent. Wenn Performanzfaktoren jene sind, die die Produktion von Sätzen erleichtern oder erschweren, dann würde fast unser ganzer transformationeller Apparat unter diese Rubrik fallen: Regeln der Extrapolation, der Komplementierung, der Partikel-Bewegung, der Negativbindung und so weiter. Wir beginnen mit einer multi-dimensionalen Tiefenstruktur, die unmöglich hervorzubringen ist, und kommen schließlich zu einer linearen Anordnung, die leicht zu sagen und zu verstehen ist. Statt des links-eingebetteten *For anyone to do that is a shame* extrapolieren wir und sagen *It's a shame for anyone to do that*; wir äußern dann mit größerer Leichtigkeit ein rechts-eingebettetes Komplement als Ergebnis dieser Extrapolation.

Es gibt auch technische Neuerungen, die die Untersuchung der Alltagssprache erleichtern. Das Magnetophonbandgerät wurde in diesem Land gleich nach dem Zweiten Weltkrieg eingeführt. Aber die meisten Linguisten erkannten seine Bedeutung nur langsam an und behaupteten weiter, daß Daten, die sie persönlich notiert haben, verlässlicher seien als eine Tonbandaufnahme. Die meisten Linguistikstudenten in Doktorandenkollegs haben Zugang zu einem alten Wollensak*, wenn überhaupt, und haben die schwierige Kunst, gute Aufnahmen zu machen, nicht gelernt. Man sollte erwähnen, daß ein Mangel an professioneller Orientierung in bezug auf die Ausrüstung ein ernsthaftes Hindernis in der Entwicklung der Untersuchung der Sprache im Alltagsleben gewesen ist. Die einzige ernsthafte Beziehung zum technischen Instrumentarium findet sich bei Phonetikern, und es herrscht allgemein der Eindruck, daß gute Aufnahmen nur im Labor wichtig sind. Aber in Wirklichkeit werden zum Studium der Grammatik viel bessere Aufnahmetechniken als für die Phonologie benötigt; eine noch bessere Ausrüstung braucht man für die Analyse von Unterhaltungen in gewöhnlicher Interaktion.⁶

* [Anm. d. Hrsgg.]

Hochwertiges stationäres Tonbandgerät.

6 Einige der jüngsten Entwicklungen in der Aufnahmetechnik, die für die Untersuchung von natürlicher Interaktion wichtig sind, stellen (vielleicht vorläufige) Rückschläge bezüglich der Wiedergabetreue dar. Kassettengeräte, die mit einer Geschwindigkeit von 4,75 cm pro Sekunde laufen, können uns nicht den Frequenzumfang bieten, der notwendig ist, um alle relevanten akustischen Eigenschaften des Sprachsignals aufzufangen. Aber ihr

Die stärksten Beschränkungen, die die Linguisten daran hindern, den Reichtum sprachlicher Daten, von denen sie umgeben sind, nutzbar zu machen, liegen in den Barrieren gegen eine Interaktion mit Fremden in der eigenen Kultur. Die häufigste Frage, die mir nach einer Vorlesung gestellt wird, die Daten von Sprechern außerhalb der Universität behandelt, lautet: 'Was sagen Sie zu diesen Leuten?' Das ist eine legitime und wichtige Frage. Aber bevor wir sie beantworten können, müssen wir den Grund für dieses Problem erkennen: die unbekannt und unbestimmten Ängste, daß diese Fremden uns auf irgendeine Weise etwas antun könnten. Jeder ist im Stillen davon überzeugt, daß er allein ängstlich und isoliert ist. Um sich gegen Vorwürfe von Unfähigkeit, Nachlässigkeit oder Feigheit zu schützen, entwickeln viele Akademiker eine Gegen-Ideologie: sie behaupten, daß diese anderen Leute außerhalb der Universität unbedingt allein gelassen werden wollen; daß es unmoralisch ist, in ihre Privatsphäre einzudringen, indem man mit ihnen spricht.⁷ Viele Akademiker halten es für notwendig festzustellen, (1) daß das, was sie tun, das ist, was Linguisten tun sollten und (2) daß es unmoralisch und keine einwandfreie Linguistik ist, wenn andere anders handeln. Aber eine solche defensive Haltung ist nicht notwendig, weil die Ängste, die Menschen beim Kontakt mit Fremden verspüren, das Ergebnis von Regeln der sozialen Interaktion sind, die jedermann geläufig sind. Um solche Barrieren zu überwinden, muß man ein allgemeines Verständnis dieser Regeln haben, wie sie vorteilhaft genutzt werden können und wo ihre Grenzen liegen. Mit einigen wenigen Ausnahmen setzt sich unsere Gesellschaft aus Leuten zusammen, die von diesen Barrieren zwischen sich und anderen wohl wissen, sie gerne überwinden möchten und froh sind, wenn ein anderer den ersten Schritt tut, der das ermöglicht.

Es gibt Unterschiede in der Persönlichkeit unter Linguisten, die unausweichlich zur Spezialisierung in der Bibliothek, im Busch, auf der Straße und in der Studierstube führen. Aber mir scheint, daß man sich der Tendenz widersetzen muß, die Grenzen der Linguistik so umzudefinieren, daß sie der eigenen Persönlichkeit entgegenkommen. Wir sehen diese Tendenz bei der Ablehnung von Texten gesprochener Sprache durch den Historiker, bei der Ablehnung von Intuitionen durch den Strukturalisten, bei der Ablehnung der Alltagssprache durch den Intuitionisten und bei der Ablehnung der eigenen Gesellschaft durch den Ethnologen.

kleines Format, der niedrige Preis und ihre Unauffälligkeit können kaum unberücksichtigt bleiben, wenn man natürliche Beobachtungen anstrebt. Es sind bei der Isolierung eingebauter Kondensator-Mikrophone gegen das Motorengeräusch Fortschritte erzielt worden, die von einiger Bedeutung für diese Art von Feldforschung sind, und es ist wahrscheinlich, daß die Verbindung von Stereo-Trennung mit diesem Typ der Ausrüstung ein weiterer konsequenter Schritt zum Studium natürlicher Gruppen sein wird.

7 Während der letzten Jahre habe ich eine Anzahl von Fragen akademischer Zuhörer gesammelt, die diese moralische Haltung zur Voraussetzung haben oder implizieren, z.B.: 'Unter welchem Vorwand sprechen Sie mit diesen Leuten?' Ein Professor fragte mich: 'Wie schleichen Sie sich in diese Gruppen ein?' und ein wenig später fragte seine Frau: 'Wie treten Sie an sie heran?'. *Vorwand, herantreten und einschleichen* scheinen ein Merkmal von [-Schicklichkeit] zu teilen, das ich oben in der allgemeinen Formulierung zu erläutern versucht habe.

Unsere ersten Schritte bei der Untersuchung des Alltagslebens erlauben uns, etwas über die entscheidende Frage der Validität von Elizitierungen und Intuitionen zu sagen. Unter welchen Bedingungen weichen normenkonforme Reaktionen vom tatsächlichen Verhalten ab? Unter welchen Bedingungen können wir direkte Fragen über Grammatikalität stellen und Reaktionen erhalten, die in bezug stehen zu der Sprache, die in der gewöhnlichen Kommunikation benutzt wird? Im großen und ganzen können wir das nicht mit kleinen Kindern tun, obwohl Lila Gleitman die außergewöhnliche Fähigkeit von manchen Kindern als Grammatiker gezeigt hat (1970). Der Dialekt, den Kinder benutzen, ist nur einer von vielen Non-Standard-Dialekten, die mit einem dominanten Standard in Verbindung stehen. Unter dieser Bedingung können wir ein allgemeines *Prinzip des Wechsels vom untergeordneten zum dominanten Dialekt* (principle of subordinate shift) aufstellen: *Wenn man Sprechern eines untergeordneten Dialekts direkte Fragen über ihre Sprache stellt, dann werden ihre Antworten sich auf unregelmäßige Art und Weise in Richtung auf den [oder weg vom] übergeordneten Dialekt bewegen.* Dieses Prinzip wird wirksam, wann immer wir versuchen, die Regeln der Sprache der Arbeiterschicht, des Black English, des Patois oder Creole zu untersuchen, indem wir formale Elizitierungstechniken benutzen oder muttersprachliche Sprecher dazu anleiten, sich selbst Fragen zu stellen. Das soll nicht heißen, daß so etwas nicht gemacht werden sollte oder könnte, aber wenn keinerlei andere Daten vorhanden sind, muß man annehmen, daß die Ergebnisse in verschiedener – nicht genau bestimmter und unvorhersehbarer – Hinsicht nicht valide sein werden.⁸

Geht man davon aus, daß es möglich ist, ideologische, technische und soziale Zwänge zu überwinden, und beachtet man die Kluft zwischen der Befolgung von Normen und dem tatsächlichen Verhalten, bleibt bei der Untersuchung der Alltagssprache ein entscheidendes methodologisches Paradoxon. Es folgt aus fünf Prinzipien, die schon an anderer Stelle besprochen wurden (Labov 1970b) und die hier ganz kurz dargelegt werden sollen.

Das erste ist das *Prinzip des Stilwechsels*: *es gibt keine Sprecher, die nur einen einzigen Stil benutzen.* Wann immer wir zum ersten Mal mit einem fremden Sprecher in einer Situation zusammentreffen, müssen wir annehmen, daß wir nur einen begrenzten Teil seines gesamten sprachlichen Repertoires beobachten. Es gibt vielleicht einige sprachliche Merkmale, die sich von einem Stil zu einem anderen nicht verändern, aber jeder Sprecher wird eine Struktur von sprachlichen Variablen aufweisen, die sich von einem Kontext zu einem anderen verändern.

Das *Prinzip der Aufmerksamkeit* besagt, daß *Stile entlang einer einzigen*

8 Es sind nicht nur die untergeordneten Dialekte von Erwachsenen, die von diesem Prinzip beherrscht werden. Sprachformen, die von Kindern benutzt werden, sind Non-Standard-Dialekte, die allgemein als nicht korrekt angesehen werden. Man kann daher erwarten, daß die direkte Elizitierung von Daten bei Kindern nicht ohne weiteres zu ihrer tatsächlichen Sprachproduktion in Beziehung zu setzen ist. Man hat allgemein festgestellt, daß formale Experimente und Elizitierungen bei Kindern eine linguistische Kompetenz zeigen, die unter der liegt, die in ihrer spontanen Performanz hervortritt (Brown 1973). Beobachtungen von Sprache im Gebrauch wurden zuerst auf diesem Gebiet entwickelt, und neuere Fortschritte in der semantischen Interpretation von Kindersprache gehen darauf zurück, daß dem Verhaltenskontext des Sprechens sorgfältige Aufmerksamkeit geschenkt wurde (Bloom 1970).

Dimension geordnet werden können, je nach dem Maß an Aufmerksamkeit, die dem Sprechen gewidmet wird. Ungeachtet der unterschiedlichen Art der stilistischen Einflüsse und des mehrdimensionalen Charakters stilistischer Regeln können alle Strukturen auf eine einzige geordnete Dimension projiziert werden, die für unsere Methodologie von Bedeutung ist. Zwanglose und vertraute Stile können an einem Ende und distanzierte, rituelle Stile am anderen Ende dieses Kontinuums angesetzt werden. Gegenwärtig können wir einige der Faktoren kontrollieren, die die dem Sprechen gewidmete Aufmerksamkeit verursachen (siehe unten), aber wir haben noch nicht das tatsächliche Verhaltensmerkmal quantifiziert: Aufmerksamkeit auf bzw. Kontrolle des Sprechens.⁹

Das dritte in dieser Reihe ist das *Vernacular-Prinzip*, das besagt, *daß der Stil, der seiner Struktur nach und in seinem Verhältnis zur Entwicklung der Sprache der regelmäßigste ist, das Vernacular ist, in dem dem Sprechen die geringste Aufmerksamkeit geschenkt wird.* Um dieses Prinzip vollständig zu rechtfertigen, müßte man ein großes Korpus soziolinguistischer Daten aus sehr vielen Quellen durchgehen (aber vergleiche besonders Labov 1966: Kap. XIV). Man kann auch die Auffassung vertreten, daß dieses Prinzip ganz natürlich aus dem oben angeführten *Prinzip der Mehrheit der Sprecher* folgt. Es ist der sehr häufige und selbstverständliche Gebrauch der Alltagssprache, der für ihre Verbreitung und Wohlgeformtheit verantwortlich ist. Das Wort 'Vernacular' hat manchmal zu dem Mißverständnis geführt, daß sich dieses Prinzip nur auf die Sprache von Analphabeten und der Unterschicht bezieht. Die meisten Sprecher einer jeden sozialen Gruppe haben einen Vernacular-Stil, verglichen mit ihren gewählten und gehobenen Sprachformen. Dieser höchst spontane und am wenigsten untersuchte Stil ist derjenige, den wir als Linguisten am ehesten heranziehen können, wenn wir den Sprecher in die Gesamtstruktur der Sprachgemeinschaft einordnen.

Man kann leicht sehen, daß das vierte Prinzip mit dem dritten interferiert. Das *Prinzip der Formalität* besagt, *daß jede systematische Beobachtung eines Sprechers einen formalen Kontext festlegt, in dem dem Sprechen mehr als das Minimum an Aufmerksamkeit gewidmet wird.* Unter 'systematischer Beobachtung' verstehen wir mehr als Anwesenheit oder Abwesenheit eines menschlichen Beobachters. Vom Tonbandgerät selbst geht eine unterschiedliche, aber anhaltende Wirkung dahingehend aus, daß das Sprechen zum formalen Ende des Spektrums verschoben wird.

Es bleibt dann noch *das Beobachterparadoxon*: *Um die Daten zu erhalten, die am wichtigsten für die linguistische Theorie sind, müssen wir beobachten, wie Leute sprechen, wenn sie nicht beobachtet werden.* Die verschiedenen Lösungen dieses Paradoxons bestimmen die Methodologie für die Untersuchung der Sprache im Kontext.

Diese Methodologie kann in Form einer kurzen Geschichte soziolinguistischer Methoden dargestellt werden. Den Ausgangspunkt bildet die traditionelle Praxis der Dialektologie, deren Hauptanliegen es ist, relativ kleine Ausschnitte lexikalischer oder morphologischer Informationen zu elizitieren. Das bedingt eine

⁹ Methoden, um die Aufmerksamkeit zu quantifizieren, wurden von Broadbent (1962) entwickelt, aber solche experimentellen Techniken wurden bis jetzt noch nicht benutzt, um das Maß an Aufmerksamkeit, das dem Sprechen gewidmet wird, zu messen.

lange Frage des Interviewers und eine kurze Antwort des Informanten – genau das Gegenteil unserer gegenwärtigen Praxis, die jede Frage auf maximal fünf Sekunden begrenzt. Aber die frühen Interviews auf Martha's Vineyard (Labov 1963) und in Detroit (Shuy, Wolfram & Riley 1966) enthielten viele solche langen Fragen mit kurzen Antworten.

Die Form des soziolinguistischen Interviews wurde zum großen Teil bei der Arbeit in der Lower East Side von New York und in Harlem entwickelt (Labov 1966a; Labov et al. 1968). Wir haben dort Wege erforscht, die Beschränkungen der Interviewsituation, wie sie im *Formalitätsprinzip* ausgedrückt werden, zu durchbrechen. Diesen Beschränkungen kann man ausweichen, indem man von der Annahme ausgeht, daß sie für eine bestimmte Zeit nicht wirksam sind oder daß sie durch stärkere Faktoren aufgehoben werden können. In der Lower-East-Side-Untersuchung wurden fünf Kontext-Situationen im voraus ermittelt, in denen das Vernacular mit größter Wahrscheinlichkeit auftreten würde, und in einem solchen Kontext wurde die zwanglose Sprechweise durch das Auftreten eines oder mehrerer voneinander unabhängiger paralinguistischer Merkmale bestimmt: Zunahme der Lautstärke, der Tonhöhe, des Tempos, der Atmung oder Gelächter.

Es kann ein halbes bis zu einem Jahr dauern, um eine Frage, die solche Reaktionen effektiv auslöst, zu entwickeln – denn das Thema ist nicht das einzig entscheidende Merkmal. Platzierung, Formulierung, Wahl des richtigen Zeitpunkts und Vortragsweise – all das trägt zu der Wahrscheinlichkeit bei, den Sprecher in dem Maße zu beteiligen, daß die formalen Beschränkungen überwunden werden. Eine der erfolgreichsten Fragen dieser Art ist die nach der Lebensgefahr: "Sind Sie jemals in einer Situation gewesen, wo Sie in ernster Gefahr waren, getötet zu werden, und wo Sie dachten, *jetzt ist es aus?* ... Was ist passiert?" Einen dramatischen Stilwechsel kann man in der folgenden kurzen Passage aus einem Interview mit einem achtzehnjährigen Jungen irschitalienischer Herkunft in New York sehen. Sein gewählter Stil geht plötzlich zu nervösem Lachen, schwerem Atem und schnell hervorgestoßenen Äußerungen über. Die wichtigen linguistischen Variablen ändern sich zur gleichen Zeit: (ing) verschiebt sich von [ɪŋ] zu [ɪn]; (th) und (dh) verschieben sich zu [t] und [d], die Vereinfachung von Konsonanten-Gruppen steigt plötzlich an und Negativangleichung tritt auf. In der folgenden Transkription wird unterdrücktes Lachen, das normalerweise die Worte überlagert, mit [hh] oder [hhh] und der Wechsel zum zwanglosen Stil und wieder zurück durch Kursivdruck markiert.

(What happened to you?)

The school I go to is –

uh – Food and Maritime. That's

– uh – maritime training.

And I was up in the masthead,
and the wind started blowing.

I had a rope secured around me
to keep me from falling.

But the rope parted [hh]

an' I was jus' hangin' there

by my fingernails [hhh].

I never prayed to God so fast [hh]

and so [hh] *hard in my life!*

But I came out all right.

(Was ist Ihnen passiert?)

Die Schule, die ich besuche –

äh – Versorgung und Seefahrt, das ist

– äh – Seemannsausbildung.

Und ich war oben im Masttop,
und der Wind fing an zu blasen.

Ich hatte ein Sicherungstau um,
um nicht herunterzufallen.

Aber das Tau löste sich [hh],

und ich hing grad' noch

so an meinen Fingernägeln [hhh].

Ich habe nie so schnell [hh] und so [hh]

fest in meinem Leben zu Gott gebetet!

Aber ich kam gut davon.

(What happened?)
Well the guys came up an' ey' got me.

(How long were you up there?)
About ten minutes [hhh].
(Jees! I can see you're still sweatin' thinkin' about it.)

Yeh [hhh]. I came down,
I cou'n' hold a pencil in my han' [hhh],

I cou'n' touch nuttin'.
I was shakin' like a [hhh] leaf.
Sometimes I get scared t'inkin' about it.

But – uh – well it's training!

(Was passierte?)
 Ja, die Jungen kamen hoch und sie holten mich.

(Wie lange waren Sie dort oben?)
 Ungefähr 10 Minuten [hhh].
 (Mensch, ich kann ja sehen, daß Sie immer noch schwitzen, wenn Sie daran denken.)

Ja [hhh]. Ich kam runter,
 ich konnte keinen Bleistift in meiner Hand halten [hhh],

ich konnte nichts anfassen,
 ich zitterte wie [hhh] Espenlaub.
 Manchmal bekomme ich Angst, wenn ich daran denke.

Aber – äh – nun, das ist Ausbildung.

Wenn man solche Fragen ausarbeitet, muß man zum grundlegenden soziolinguistischen Problem zurückkehren: "Warum sagt jemand etwas?"¹⁰ Es gibt drei ergiebige Themen, die besonders geeignet sind, ein breites Spektrum von Sprechern zu Äußerungen zu provozieren: (1) Tod und Lebensgefahr, einschließlich jeder Form von physischer Gewalt (Kämpfe, Unfälle, Krankheit, Operationen), (2) Sexualität und der ganze Ablauf der Interaktion zwischen den Geschlechtern (Anträge, Verabredungen, Organisation des Haushalts), (3) moralische Entrüstung (z.B. "Würden Sie jemals für etwas geschlagen, was Sie nicht getan hatten?"). Über diese allgemeinen Überlegungen hinaus gibt es ein weites Gebiet von lokalen Themen, Humor und Klatsch, die der Feldforscher als Nebenprodukt von teilnehmender Beobachtung aufgreifen muß. Fragen in bestimmten lokalen Gebieten werden mithilfe eines Rückkopplungsverfahrens ausgearbeitet, das fortschreitend mehr voraussetzt, je mehr der Feldforscher weiß.¹¹ Eine Ausgangsfrage "Haben Sie jemals Lotto gespielt?" würde so durch die Frage "Haben Sie jemals einen großen Treffer gehabt?" ersetzt werden. Wenn man mit Rotwildjägern spricht, würde eine Ausgangsfrage wie "Wohin zielen Sie?" durch die Frage "Lohnt sich ein Schuß auf die Keule?" ersetzt werden. In dem Maße, wie der Außenseiter allmählich integriert wird, steigt die Qualität der erhaltenen Äußerungen, und die emotionale Beteiligung des Sprechers nimmt stetig zu.

10 Das heißt, die Untersuchung von Methoden verstrickt uns in Grundfragen der Diskursanalyse. Naive Ansätze, um Äußerungen zu elizitieren, stützen sich weitgehend auf Fragen, die oberflächlich Reaktionen bewirken. Experimentelle Methoden, die benutzt werden, um die sprachliche Kompetenz von Kindern zu beurteilen, verwenden auch direkte Fragen und erhalten systematisch irreführende Daten. Eine weitere Analyse der Faktoren, die Kinder und Erwachsene zum Sprechen bringen, konfrontiert uns unvermeidlich mit Überlegungen bezüglich der Handlungen, die ausgeführt werden, und der zugrundeliegenden Annahmen über die Rolle des Sprechers und des Angesprochenen. Solche Überlegungen bilden die Grundlage für eine Untersuchung von Unterhaltungen, die Sequenzierungsregeln von Regeln der Interpretation unterscheidet; die uns von der Frage "Was wird gesagt?" zur Frage "Was wird getan?" bringt.

11 Solche Methoden sind den Techniken ähnlich, die von Ethnologen benutzt werden, wenn sie Fragen entwickeln, die Kategorien und Vokabular der Eingeborenen-Kultur reflektieren (Black & Metzger 1965). Aber die extreme Formalität, die bei den bis jetzt vorgelegten Ansätzen benutzt wurde, ergibt irreführende Ergebnisse, wenn eine erhebliche Kluft zwischen Normen und Verhalten besteht.

Ein Feldforscher, der nicht hinter einem Thema steht und es nur als Entschuldigung behandelt, Sprache zu elizitieren, wird sehr wenig für seine Mühe erhalten. Fast jede Frage kann beantwortet werden, ohne daß die Antwort mehr Informationen enthält als die Frage. Wenn der Sprecher mehr gibt, dann ist das ein Geschenk, das einer allgemeinen Bereitschaft zu gutem Willen zu verdanken ist, die er dem Feldforscher vertrauensvoll entgegenbringt. Ein gründliches Wissen setzt ein großes Interesse voraus, und als Belohnung für dieses Interesse wird der Sprecher vielleicht mehr geben, als man eigentlich erwarten darf. Deshalb muß sich der Feldforscher, der die ganze sprachliche Kompetenz seiner Informanten erschließen kann, ein gründliches Verständnis dessen, worüber er seine Fragen stellt, aneignen und außerdem ein umfassendes Wissen über die allgemeinen Formen menschlichen Verhaltens erwerben.

Über das Interview hinaus. Das Einzelinterview wird die Grundlage unserer Untersuchungen bleiben, denn nur dort kontrollieren wir wirklich die große Masse von Äußerungen und die komplexen Strukturen, die für die Untersuchung der Grammatik erforderlich sind. Aber die gerade beschriebenen Methoden, um die Zwänge des formalen Interviews zu überwinden, sind nur Ersatz für unser eigentliches Interesse und liefern uns nur Bruchstücke des Vernaculars.

Ein systematischerer Ansatz, das Vernacular des Alltagslebens aufzuzeichnen, besteht darin, es der Interaktion der natürlichen Peer-Group selbst zu überlassen, die Stilebene der produzierten Sprache zu kontrollieren. Die Techniken, die hier benutzt werden, entstammen der originellen Arbeit, die Gumperz in Hemnes in Norwegen gemacht hat (1964), wo er die Interaktion von geschlossenen und offenen Netzen von Mitgliedern der Ortschaft aufzeichnete. Die Forscher geben die Ausgangssituation vor, ziehen sich aber allmählich aus der Situation zurück; die Einwirkung der Tonbandaufnahme verschwindet nie ganz – wie unsere Prinzipien voraussagen, aber sie wird zum großen Teil von anderen Faktoren aufgehoben – von den gleichen, die im Alltag wirksam sind. Solche Techniken wurden in unserer Arbeit mit jugendlichen Peer-Groups in South Central Harlem weiterentwickelt (Labov et al. 1968: I, 57). Obwohl uns Gruppensitzungen den grundlegenden Standard geben, an dem wir unsere andere Arbeit messen können, liefern sie uns gewöhnlich nicht genügend Sprachdaten für jedes Individuum. Es ist möglich, einige der gleichen Interaktionsmechanismen für Interviews mit einem oder zwei Sprechern fruchtbar zu machen, wenn die Interviewer der gleichen Gemeinschaft angehören.

Es gibt große Unterschiede in der Qualität der Interaktion und im Typ der erhaltenen Information zwischen den Techniken, die Insidern zugänglich sind, im Vergleich zu den besten Interviews, die von Außenstehenden gemacht werden. Insider dringen tiefer ein; aber zur gleichen Zeit sind sie in der breiten Auswahl der Sprecher, mit denen sie sich befassen können, stärker eingeschränkt. Da sie eine feste Position innerhalb der Gemeinschaft haben, können viele Mitglieder nicht so frei mit ihnen sprechen, wie sie es einem Fremden gegenüber tun würden. Geschichten, die Insidern erzählt werden, tendieren dazu, fragmentarischer und weniger wohlgeformt zu sein als die, die man Außenstehenden erzählt. Man kann den *Außenstehenden* mit einem stumpfen Instrument, einem nützlichen Handwerkszeug für alle Arten von grober Arbeit vergleichen, während der Insider tiefer in einen engeren Bereich eindringen kann. Keine ernsthafte Untersuchung einer Sprachgemeinschaft sollte geplant werden, ohne beide Typen von Feldforschern gleich von Anfang an einzubeziehen.

Die Art der Langzeit-Beobachtung, die wir gerade beschrieben haben, wäre sehr wichtig für Untersuchungen des Spracherwerbs. Bis jetzt wurden noch keine Untersuchungen durchgeführt, die sich auf natürliche Gruppen von spielenden Kindern konzentrieren; man hat sich nur mit der Familie beschäftigt. Innerhalb dieses Paradigmas gab es einen beachtlichen Fortschritt bei den Techniken der Beobachtungen, die gemacht wurden, wobei dem körperlichen Verhalten des Kindes, das uns Hinweise bietet, die wir zur semantischen Interpretation benötigen, zunehmend Aufmerksamkeit gewidmet wurde (Brown 1970: 100; Bloom 1970: 15–33).

Die Familie als Ganze steht im Mittelpunkt unserer jüngsten Untersuchungen über fortschreitenden Lautwandel (Labov 1970). Das Hauptanliegen besteht darin, dem Zusammenhang zwischen den Abstufungen des Alters und den Auswirkungen auf fortschreitenden Sprachwandel nachzuspüren. Aber wir sind uns auch darüber im klaren, daß unsere Einzelinterviews uns nur eine Annäherung an das Vernacular liefern; Zusammenkünfte mit der Familie ermöglichen uns Beobachtungen spontaner Interaktion, um den überwiegenden Teil unserer Daten daran zu messen. Eine einzige Frage, die Angelegenheiten betrifft, die jeden Tag innerhalb der Familie erörtert werden, kann eine ausgedehnte Diskussion auslösen, in der der Interviewer allmählich aus dem Blickfeld gerät. Im folgenden Beispiel von einer Familie in East-Atlanta können wir den Anfang einer solchen Diskussion und das Entstehen einer Interaktion innerhalb der Familie beobachten, die uns den Vernacularstil liefert, den wir suchen. Es war eine Unterhaltung nach dem Essen im Haus von Herrn und Frau G.; um den Eßzimmertisch waren versammelt: Henry Sr., 59, seine Ehefrau, 55, ihre beiden Töchter Gail und Barbara und Barbaras Ehemann Bill. Bill arbeitet als Maschinenschlosser in einem Eisenbahnausbesserungswerk, in dem Henry Sr. Vorarbeiter ist.

Interviewer: Do you think there's a natural life span for people, or is it possible there's a way for you to live longer and longer?

Glauben Sie, daß der Mensch eine natürliche Lebensdauer hat oder ist es möglich, daß es einen Weg für Sie gibt, immer länger zu leben?

Herr G. [Haushaltsvorstand, 59]: Yep. They're gonna do that. They're provin' that every day.

Ja, die werden das machen.

Die beweisen das tagtäglich.

Frau G. [55] [überschneidend]: They *are* livin' longer and longer. People *are* livin' longer. And that's health, you know. Back then, I don't see how they lived as long as they did . . . back – years ago.

Sie leben ja immer länger.

Die Leute leben schon länger. Und das ist die Gesundheit, wissen Sie. Damals, ich verstehe nicht, wie sie überhaupt so lange leben konnten . . . früher, vor Jahren.

Sowohl der Ehemann als auch die Ehefrau antworten gemeinsam vom selben Standpunkt aus. Der Interviewer erkennt, daß er ein zentrales Thema der Familie berührt hat, da er vom Gespräch ausgeschlossen wird und die Unterhaltung aus eigener Kraft heraus weitergeht. Alle fünf Familienmitglieder reden mit, als zu dem vertrauten Thema über alte Sitten im Gegensatz zu den neuen übergegangen wird.

Interviewer: Yeh, well some –

Herr G.: What is it? Used to be forty when I was young, and now it's sixty something.

Frau G.: Oh – You take a woman back when – even when I was a chil', a woman thirty-five was *old!*

Barbara [Tochter]: Probably you took a rocking chair.

Frau G.: Yeah, now that's really the truth, they really were, and they looked old – thirty-five.

Frau G.: And they were old.

Gail [Tochter]: You had to b'eak forty, you were an old man [hh].

Herr G.: Back then, look what a woman had to do.

Frau G.: Tha's why I know; that's what I said.

Bill [Barbaras Ehemann]: Nowadays all they got to do is th'ow it in here, 'n' th'ow it in there, 'n' they got a machine to do it fo'em.

Bis Bill in Erscheinung tritt, stand das Thema nicht zur Debatte. Aber Bill greift "Frau" von Henry Sr. auf und macht dies zum Hauptgegenstand der Unterhaltung; seine Frau lacht über seine vertraute Verhaltensweise. Frau G. gibt eine direkte Antwort, aber als Bill mit seiner Frauen-Hetze weitermacht, nimmt sie ein Stichwort ihres Mannes auf und bleibt mit einer vernichtenden Antwort Sieger.

Frau G.: Well that's everything – we get a –

Bill [überschneidend]: They don't have to exert theyself. Y'got a vacuum cleaner 'n' you push 'n' 'a's all you gotta do.

Barbara: |lacht|

Frau G.: Well that's not healthy. I think it's good for you to do something – work, far as that goes.

Bill: Back then – girls nowadays, back then, if they had to wash clothes –

Herr G. [überschneidend]: Well how about the men? How about the men?

Frau G.: Men has never worked!

[allgemeines Gelächter]

Ja, gut, einige –

Was denn? Es waren gewöhnlich 40 Jahre, als ich jung war, und jetzt sind es 60 und noch was.

Oh – nehmt eine Frau damals als – sogar als ich ein Kind war, eine Frau war mit 35 *alt!*

Wahrscheinlich hat man dann einen Schaukelstuhl gehabt.

Ja, also das ist wirklich die Wahrheit, sie waren's wirklich und sie sahen alt aus – mit 35.

Und sie waren alt.

Du hast nur über 40 sein müssen, dann warst du ein alter Mann [hh].

Damals, seht mal, was eine Frau zu tun hatte.

Deshalb weiß ich's; das sag ich ja.

Alles, was sie heutzutage machen müssen, ist, etwas da hineinzwerfen und etwas dort hineinzwerfen, und sie haben eine Maschine, die es für sie macht.

Gut das ist alles – wir haben eine –

Sie müssen sich nicht anstrengen. Du hast einen Staubsauger und du schiebst ihn rum, und das ist alles, was du zu tun hast.

Gut, das ist nicht gesund. Ich glaube, es ist gut für dich, etwas zu tun – Arbeit, soweit das geht.

Damals – Mädchen heutzutage, damals, wenn sie Wäsche zu waschen hatten –

Gut, und wie steht's mit den Männern? Wie steht's mit den Männern?

Männer haben nie gearbeitet!

Die Unterhaltung ging dann noch weitere fünf Minuten ohne jedes Eingreifen des Interviewers weiter. Zwischen Bill und Henry Sr. entspann sich eine lange Diskussion darüber, was die schwerere Arbeit war – früher einen Vorschlaghammer zu benutzen oder heute mit einem Preßlufthammer zu arbeiten. Die Familienmitglieder engagierten sich und zeigten uns ihre unmittelbaren Interessen, ihre Art zu diskutieren, ihr Wertesystem und die grammatische Struktur ihrer Alltagssprache.

Indem wir uns vom Einzelinterview entfernen, werden unsere Daten weniger vollständig, aber sie sind der Sprache des Alltags näher. Ein weiterer Schritt in diese Richtung kann mit *raschen und anonymen Beobachtungen* gemacht werden. Hier können wir zwar sehr wenig über die Sprecher erfahren, aber wir können sehr viele von ihnen beobachten, und der Einfluß der Interviewersituation ist gleich null. Die Untersuchung des (r) in New Yorker Kaufhäusern (vgl. Bd. 1, Kap. 1) liefert ein solches Modell und andere wurden bei der Arbeit mit dem Telefon, beim Fragen nach dem Weg oder bei Beobachtungen an der Straßenecke entwickelt. In jüngerer Zeit haben wir solche Techniken benutzt, um den Gebrauch des Spanischen in den Straßen von Harlem zu beobachten und den Geburtsort derjenigen, die die Sprache dort benutzen, festzustellen. Solche schnellen und anonymen Untersuchungen haben dieser Methode entsprechende Fehlerquellen, aber die Fehler sind zu denen von Interviews komplementär. Wenn die beiden Arten von Daten konvergieren, haben wir im wesentlichen den Einfluß von experimentellen und Beobachtungsfehlern ausgeschlossen.

Es bleibt noch ein beinahe unlösbares Problem – die Seltenheit vieler grammatischer Formen. Es wird ohne Zweifel immer nötig sein, unsere Beobachtungen durch Intuitionen zu erweitern. Aber wir fangen erst an zu lernen, wie man die Daten einer natürlichen Unterhaltung durch minimales Eingreifen anreichern kann. Wenn wir den Gebrauch einer gegebenen grammatischen Form ganz verstehen, dann sind wir in der Lage, sie in Unterhaltungen zu elizitieren, ohne sie selbst zu benutzen und so zu wirken, als würden wir irgendetwas Seltsames und Künstliches tun. Das wurde bisher nur bei einer kleinen Anzahl von grammatischen Merkmalen gemacht, wie zum Beispiel beim Präteritum, beim Passiv, beim Futur, beim Perfekt oder bei Relativsätzen. Allgemein können wir sagen, daß die künftige Untersuchung von Sprache im Kontext in großem Maße von der Entwicklung von Mitteln zur Anreicherung der Daten natürlicher Unterhaltung abhängen wird.

Konvergenz

Diese Diskussion beschränkte sich auf die Methodologie, die sich auf die Gewinnung von linguistischen Daten bezieht. Es bedarf eines zweiten Aufsatzes gleicher Länge, um die Methoden zu behandeln, die bei der Analyse angewandt werden. In einer solchen Erörterung wären wir in der Lage, die detaillierteren Belege durchzugehen, die das Vernacular-Prinzip rechtfertigen – daß der systematischste Stil derjenige ist, der gebraucht wird, wenn dem Sprechen ein Minimum an Aufmerksamkeit gewidmet wird. Wir würden auch die Möglichkeiten berücksichtigen, wie verschiedene Methoden einander stützen können. Auf den Seiten 192 – 195 haben wir bemerkt, daß die Untersuchung von Intuitionen diese

Art der Konvergenz nicht erreicht hat, und es erscheint unwahrscheinlich, daß die gegenwärtigen Untersuchungen von Variation und Implikationen innerhalb intuitiver Urteile derartige Ergebnisse liefern werden. Wenn unsere Auffassung richtig ist, daß das meiste dieser Variation eine Art intuitiver *parole* darstellt, können wir kaum erwarten, daß einheitliche und konvergierende Strukturen auftauchen. In dem Vorgehen, Sprache in Sprachgemeinschaften zu beobachten, wurden wir dadurch am meisten bestärkt, daß wir eine solche Konvergenz in Prinzipien von großer Allgemeinheit erzielt haben. Eine Anzahl von Forschern hat Strukturen komplexer und regelmäßiger Interaktion von stilistischer und sozialer Schichtung für stabile linguistische Variablen wie (ing) wiedergefunden (Fischer 1958; Labov 1966a; Shuy, Wolfram & Riley 1966; Labov et al. 1968; Trudgill 1974). Die Überkreuzungsstruktur, die mit dem hyperkorrekten Verhalten der unteren Mittelschicht in Verbindung gebracht wurde, fand man in vielen unabhängigen Untersuchungen verlässlich wieder (Labov 1966a; Levine & Crockett 1966; Wolfram 1969). Uns liegt die unabhängige Bestätigung der Tatsache vor, daß Frauen nahezu eine Generation vor den Männern bei fortschreitendem linguistischem Wandel liegen, sich aber auch in formalen Situationen mehr auf den älteren Prestigebestand hinbewegen (Gauchat 1905; Labov 1966a; Shuy, Wolfram & Riley 1968; Wolfram 1969; Trudgill 1974).

Variable Beschränkungen bei der Kontraktion und Tilgung der Kopula wurden in verschiedenen voneinander unabhängigen Untersuchungen bestätigt (Labov 1970a; Wolfram 1969; Mitchell-Kernan 1970). Eine vollständige Darstellung der Methodologie der Analyse könnte diese konvergierenden Ergebnisse detailliert aufzeigen, aber bis jetzt wurde schon eine ausreichende Synthese erreicht, um den Anspruch zu rechtfertigen, daß Beobachtungen von natürlichen Äußerungen eine angemessene Basis für intersubjektive Übereinstimmung innerhalb der Linguistik bilden (Labov 1970b). Wenn diese Übereinstimmung erzielt worden ist, dann deshalb, weil man bei jeder Untersuchung auf mögliche Fehlerquellen geachtet hat. Die wirksamste Art, um Übereinstimmung erzielen zu können, liegt darin, sich einem einzigen Problem mit unterschiedlichen Methoden und komplementären Fehlerquellen zu nähern. Eine Anzahl von angeführten Untersuchungen hat Beobachtungen, Intuitionen, Elitzierungen, Texte und Experimente benutzt, um dieses Ergebnis zu erzielen. Hier müssen wir wieder auf das *Prinzip der Konvergenz* verweisen: *der Wert neuer Daten für die Bestätigung und Interpretation alter Daten ist direkt proportional zu den Unterschieden in den Methoden, die benutzt wurden, um sie zu gewinnen.*

Ungeachtet der Tatsache, daß es eine Vielfalt von methodischen Ansätzen gibt, tritt die Einheit der Linguistik doch deutlich hervor. Es ist nicht nötig, daß jeder die gleichen Methoden benutzt – es ist in der Tat weit besser, wenn wir das nicht tun. Sonst würden wir nicht von komplementären Prinzipien profitieren. Die Vereinheitlichung der Linguistik muß notwendigerweise durch das Verständnis der Linguisten fortschreiten, daß das Feld nicht definiert werden muß, um ihrem persönlichen Stil gerecht zu werden, sondern um auf breiter Basis die Komplexität des Problems anzugehen. Daten aus einer Vielzahl von unterschiedlichen Quellen und Methoden, die gründlich interpretiert werden, können dazu benutzt werden, um richtigen Antworten auf schwierige Fragen näherzukommen.

Übersetzt von Gunter Senft